

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 157.

Dienstag, 9. Juli.

1929.

(7. Fortsetzung.)

Heilige Heimat.

Roman von Beontine von Winterfeld-Platen.

(Nachdruck verboten.)

Er nahm eine Glocke vom Tisch und läutete. Das klapp schrill in die Nacht. Aus dem Nebenzimmer kam der greise Ratsbote gehumpelt, der sich nur noch mit Mühe wachgehalten hatte die lange Zeit.

„Man soll das Glöcklein im Rathausturm läuten, Heinrich. Es ist das Zeichen für die Ratsherren und Gildenmeister, daß ich sie brauche. Wer noch nicht sein Lager aufgesucht hat, wird kommen.“

Derweilen war Helmtrud herangetreten zum Rechberger.

„Wie geht es meinem Vater? Ist er verwundet? Wann kommt er heim?“

Herr Clemens hatte den Kopf in die Hand gestützt und sah starr vor sich nieder. Auch als das Mädchen saß mit ihm sprach, sah er nicht auf.

„Eurem Vater geht es gut, Helmtrud. Er ist gesund und wohlaufl. Er denkt morgen heimzukommen auf die Weinsburg.“

Helmtrud sah zum Bürgermeister hinüber.

„Ist es erlaubt, daß ich hierbleibe, wenn die Ratsherren kommen? Ich kann es nimmer aushalten daheim, so ich nicht weiß, was der hohe Rat beschließt. Dieweil das Schicksal der Stadt auch das unsrige ist. Mit dem Städtlein steht und fällt auch die Weinsburg.“

Der Bürgermeister fuhr sich durch seinen langen dunklen Bart, als dächte er einen Augenblick nach.

„Es sei, Jungfrau. Weil Ihr des Grafen von Weinsberger Tochter seid. Doch wisst, daß Kaspar Windingen nicht Weiberworte liebt im ernsten Männerrat. Aber was wir heute hier beschließen, wird bald kein Geheimnis mehr sein in der Stadt. Aber dann kommen schon die Männer. Es scheint noch keiner seine Nachtruhe gefunden zu haben heute.“

Beim trüben Schein der Fackel polterte es schwerfällig die Stiege heraus. Langsam füllte sich die große Ratsstube mit den führenden Bürgern der Stadt. Lauter ernste, finstere, entschlossene Gesichter sah man, die nicht zurückstehen vor Kampf und Tod. Als das Glöcklein schwieg und sie alle verhampelt waren, nahm Kaspar Windingen das Wort.

Wichtig stand er da, wie mit Keulen zusammengeschlagen, die breite Hünengestalt zuckend beleuchtet vom roten Schein der Fackeln.

„Bürger von Weinsberg! Mir ist soeben Botschaft geworden, daß Herzog Wilhelm geschlagen ist mit seinem Heer, nicht weit von unsrer Stadt. König Konrad zieht mit Übermacht heran und fordert Einlaß bei uns.“

Die Stadt hat zu entscheiden, ob sie ihm die Tore öffnen will oder nicht.“

Ein Gemurmel entstand. Ein heftiges Für und Wider.

„Sollen wir den Hohenstaufen heretnlassen?“

„Sollen wir nicht dem Bayern Treu halten, wie wir es seinem Bruder Heinrich dem Stolzen getan?“

„Wie stark ist Konrads Heer?“

„Ist unsre Stadt gerüstet auf lange und harte Belagerung?“

So schwirrte es durcheinander.

Kaspar Windingen hob die Hand, daß es still wurde.

„Bürger von Weinsberg! So ihr meine Meinung hören wollt, so ist diese: Wir bleiben dem Welfen treu bis in den Tod! Wir öffnen freiwillig nimmer die Tore dem Hohenstaufen. Die Stadt ist gut versorgt mit allem auf Munde hinaus. So kann sie eine Belagerung wohl aushalten.“

Nikolaus Sperrlein, der Hufschmied, bat ums Wort.

Und was sagt der Graf von Weinsberger dazu? Will er uns beistehen in Not und Tod? Denn die Burg ist so eng verbunden mit der Stadt, daß eins nicht bestehen kann ohne das andere. Was der Weinsberger Graf beschließt, muß auch unsre Lösung sein.“

Da stand der Rechberger auf, der bis dahin still im Hintergrund gesessen, den Kopf in die Hand gestützt. Jetzt hob er sich in seiner ganzen Länge und griff in den Schwertgurt, daß es klickte.

„Vom Weinsberger komme ich just, der solche Botschaft für Euch hat. Haltet die Stadt, solange es geht! König Konrads Männer sind mürbe und müde vom langen Streit. Wir alle da oben in der Burg stehen euch bei mit Blut und Leben.“

Kaspar Windingen redete sich.

„Was fürten sie einen zum König, den wir nicht wollen? Bayern und wir wollten Heinrich den Stolzen. Nun sie Konrad wählten, bleiben ihm unsre Tore verschlossen. Mag er kommen und sich selber die Schlüssel holen.“

Ein alter Mann mit schneeweißem Haar und zitternden Händen trat vor. Sie sahen alle hin zu ihm, denn er war wohlgeachtet im Rat der Bürger. Es war der Leinenweber Peters, der hart am Tor sein Häuschen hatte. Mit tiefer, zitternder Stimme hub er zu sprechen an.

„Ah, Brüder und Freunde! Wohin ist es gekommen mit uns? Gegen wen müssen wir kämpfen? Sind es nicht Brüder, die wider Brüder ihr Schwert heben? Deutsche gegen Deutsche? Wie lange soll dieser Hader und Zwiespalt unser deutsches Vaterland zerreißen? Blutet es nicht schon aus tausend Wunden? Sollen wir es sein, die diese Wunden vermehren? Jahrzehnte Kämpfe um des Reiches Thron und Herrschaft haben das Land zerrissen. Nun fürten sie Konrad zum König. Aber nicht alle im Land haben ihn anerkannt als solchen. Die mächtigen Sachsen und Bayern wollten Heinrich den Stolzen. Da brach der Kampf von neuem aus. Als Heinrich plötzlich starb, hoffte man auf Frieden. Aber Herzog Welf trat in seine Rechte ein. Und weiter tobte der Kampf. Friedlich möchte der Bürger seiner Nahrung und Hantierung nachgehen, aber die Wilden im Lande, die Streitflüchtigen, die Unzufriedenen sorgen für ewige Unruhe. Da verarmt das Land und verrotzt die Jugend! Kein Recht gibt es mehr noch Gesetze. Nur das Haustrecht gilt und die Schärfe des Schwertes. Die ehrlichen Handwerker gehen zugrunde, aber die Landsknechte spreizen sich und haben das Wort. Zucht und Sitte kennt man nicht mehr im Deutschen Reich. Es ist, als sollte alles aus den Fugen gehen. Tränen kommen mir altem Mann, wenn ich denke an unser deutsches Vaterland.“

Er hob die Hände wie beschwörend, und seine weißen Haare leuchteten im Fackellicht wie Schnee.

„Brüder und Bürger von Weinsberg! Hört auf den

Alten, der schon achzig Lenz gesehen! Laßt den unseligen Troß und beugt die stolzen Hörner dem König, den man in Bamberg gekürt! Wir sind in der Minderzahl, was wollen wir machen? Öffnet ihm gutwillig die Tore, und alles wird voll Frieden und Ruhe sein!"

Kaspar Windings Atem ging schwer. Schon die ganze Zeit hindurch hatte er sich beherrschen müssen, um nicht loszufahren. Aber als der Greis endlich schwieg, brach es wie Wettersturm von seinen zornbebenden Lippen.

"Und unsre Ehre? Wo bliebe da unsre Ehre und unser Stolz? Und wenn ganz Deutschland ihm die Tore öffnet, wie tun es nicht. Herzog Welf allein ist der rechte Erbe von Bayern. Wer gibt dem neuen König das Recht, den Welsen das uralte Lehen zu nehmen und seinem Stiefbruder Leopold zu geben? Unsre Väter und Ahnen haben gelebt und geblutet für die Herzöge von Bayern. Was gehen uns die Hohenstaufen an? Sind sie nicht einfache Grafen nur und niemals Fürsten gewesen? Im Remstale bei Stuttgart liegt ihr Stammschloß Waiblingen. Des Name läuten sie nun zum Feldgeschei in ihrem Heer. Mögen sie ihr "He Waiblingen" schreien, so laut sie wollen. Weinsberg und seine Männer schreien jauchzend dawider: „He Welf!"

Er holte Atem und sah sich ringsum im Kreise der harrenden, lauschenden Männer. Sie nickten ihm zu und murmelten Beifall.

Der greise Leinenweber war vergessen und an die Seite gedrängt.

Noch einmal hub der Bürgermeister Kaspar Windings zu sprechen an.

"Unser Graf von Weinsberger ist noch nicht daheim. Das ist mir leid, da ich ihn gern hier hätte heute nacht zu dieser Stunde. Doch jener junge Reitersmann Clemens vom Hohenrechberg hat mit Botshaft von ihm gebracht, daß er treu zu uns stehen will in Not und Tod, wie es auch kommen mag! Ist es nicht also, Ritter Clemens?"

Wieder hob sich der Gefragte langsam und steil von seinem Stuhl. Sein Angesicht erschien fast weiß unter der blutigen Binde.

"Es ist so, wie Ihr sagt, Kaspar Windingen. Der Graf von Weinsberger verläßt euch nicht. Stadt und Burg stehen unverbrüchlich zueinander in aller Not."

Da wandte sich Kaspar Windingen zur Seite und ergriß Helmtruds Hand.

"Hier steht die Tochter des Grafen von Weinsberger, die sich Nachricht holen wollte von mir über ihren Vater. An Eures Vaters statt reicht mir Eure Rechte, Jungfer Helmtrud, daß alle es sehen und glauben mögen, daß Burg und Stadt Weinsberg treu zusammenhalten bis an den Tod."

Hochaufgerichtet stand Helmtrud in ihrem schlanken, grauen Gewand. Das Tuch war ihr vom Kopf gerutscht, daß man die blonden Zöpfe leuchten sah im Fadellicht. Fest sah sie dem Bürgermeister ins Auge und sagte klar und laut: "Im Namen meines Vaters, des Grafen von Weinsberger, schwörte ich Treue der Stadt bis an den Tod."

So war der Weinsberger Schicksal entschieden.

Als die Männer alle wieder auseinandergegangen waren, stiegen auch Helmtrud und der Rechberger die Rathausstreppe herab. Er ging schwankend und mußte sich von Zeit zu Zeit stützen am Geländer.

Der Hufschmied Niklaus Sperrlein sah es und trat rasch an ihn heran.

"Ihr seid schwindelig und elend, Herr, man sieht es Euch an. Wollet zuvor Einkehr halten in mein Haus und einen Schoppen stärkenden Wein zu Euch nehmen, bevor Ihr wieder hinaufsteigt zur Burg."

Der Ritter nickte müde.

Danke Euch, Meister Sperrlein, für Eure Freundlichkeit. Aber zuvor muß ich die Jungfrau hier geleiten, die weil sie nimmer allein gehen kann in so später Nachtstunde."

Da lachte der Hufschmied.

"Die Gräfin Weinsberger wohnt ja bei uns, Herr Clemens. Auch hat sie der Bruder meiner Frau hierher geleitet, das dußlichte Schneiderlein dort."

Er wies mit der Hand nach vorne, wo Helmtrud neben dem Bußligen langsam vorwärtschritt.

Vor dem Rathaus hatten sich trotz der späten Stunde etliche Weiber versammelt, die angstvoll der Rückkehr ihrer Männer harrten. Es war das Gerücht laut geworden von der Niederlage des Herzogs Welf und der bevorstehenden Belagerung der Stadt. Nun wollte jede gerne Näheres wissen und wartete voll Ungeduld.

Der Bürgermeister war der letzte, der aus der schweren Haustür trat. Sein Gesicht war voll Spott, als er die vielen Frauen da stehen sah auf dem stillen Marktplatz.

"Wie bin ich doch als Junggeselle und Hagestols weit besser als ihr alle", lachte er und klopfte seinem Nebenmann kräftig auf die Schulter.

"Ich hab jetzt meine Ruhe und werd nimmer ausgestraft daheim von einem neugierigen Weib."

Er hatte so laut gesprochen, daß alle es hören konnten.

Da lachten die Frauen ihren Bürgermeister weidlich aus und drohten ihm zum Scherz mit den Fäusten.

Einer der Ratsherren aber legte beschwichtigend den Arm um die Schultern seiner stattlichen Ehefrau.

"Laßt ihn nur spotten, den Kaspar Windingen! Was sollen die Bürger von Weinsberg wohl machen ohne Frauen?"

Es wußte damals noch keiner von ihnen allen, wie wahr dies Wort einst werden sollte.

Unterdessen waren die andern bei des Hufschmieds Wohnung angelommen in der Torgasse. Frau Margret war noch wach und leuchtete mit dem Kienpan die schmale Treppe herunter.

"Wir bringen heute einen Gast mehr, Mutter. Es ist ein armer Verwundeter, der deiner Pflege bedarf. Bringe auch Brot und Wein her, denn der Ritter scheint lange nichts genossen zu haben."

In der sauberen Wohnstube Meister Sperrleins lehnte sie sich nieder. Frau Margret trug emsig einen Imbiss auf und fragte nach diesem und jenem.

"Was wir für vornehmen Besuch bekommen", lachte sie, "erst die Gräfin Helmtrud und nun einen Rittersmann. Aber Eure Binde muß ich erneuern und die Wunde auswaschen. Es klebt ja alles von Blut."

(Fortsetzung folgt.)

Gewitterregen.

Des heißen Mittags Schwüle scheint geballt
Zu blauschwarz lastendem Gewölle. Aufspringt
Plötzlich der Sturm und durch die Gassen schwingt
Sein Brausen auf staubwirbelndem Asphalt.

In Schauern stürzt der Regen. Und schon siedelt
Das Strahlenpflaster wie von Tinte feucht.
Den Horizont zerläßt das Blitzgeleucht
Von murrend-dunklem Donnerton umflügelt.

Da sturm- und blitzverspalten neu sich schließen
Die Wolken, läßt ein rauschend sprühender Schwall
Der Regentränen Silbertropfenfall.

Gleich Knospenkeimen aus dem Steingrund sprühend.
Mit kleinen Tropfen-Blumen scheint bestellt
Ein Garten mitten in der Straße, schon verwischt,

Wie sich der Regen stillt und hell-frisch
Von ersten Sonnenfäden glänzt die Welt.

Heinrich Leis.

Leila.

Skizze von Siegfried Bergengruen.

Leila war ein Zigeunermaiden. — Ich erinnere mich genau des Tages, da sie zum erstenmal in unserem Gesichtskreis auftauchte. Dieses geschah an einem schwülen Hochsommerabend zu der Zeit, wo drunter in Podolien die Jahrmarkte abgehalten werden. Wir schlenderten zu Dritt — Oberleutnant Gregor Hradchinsky, Fähnrich Fjodor Korobkin und ich — durch die staubigen Straßen des elenden Nestes, in dem wir während der großen Kavalleriemärsche in Quartier lagen. Die Säbel raschelten mürrisch auf dem Pflaster und die Sporen klirrten eintönig. Wir rauchten viele Zigaretten. Es war sehr langweilig.

Und da stand plötzlich, wie aus einer Seitengasse hergeweht, Leila vor uns. Ihr roter Rock baumelte sich im

Sprünge, das gestickte Hemd war zerschlissen, und die kohl-schwarzen Haare flatterten im Winde. Als sie uns sah, hielt sie mittens im Lauf inne und stellte den braunen Finger vor-legen in den Mund.

Ich weiß nicht mehr, wer von uns die Unterhaltung mit Leila begann. Jedenfalls machte es keine großen Schwierigkeiten, mit ihr in Verbindung zu treten. Eine halbe Stunde später sahen wir schon allesamt in einem der verqualmten, schmutzigen Lokale, das voll galizischer Artisten, Hauseiter und ukrainischer Soldaten war, und der Oberleutnant Hradchinsky tanzte mit Leila einen wilden Trepak. Sie schien Gefallen daran zu finden, denn sie reckte ihre Arme fest um seinen Hals und lachte zu allem, was er ihr ins Ohr flüsterte. Dabei blitzen ihre Zähne, als wollte sie beißen. Später war das Paar verschwunden.

Man mag es mir glauben oder nicht, aber Oberleutnant Hradchinsky heiratete Leila. Er war sonst kein Mann, der sich seine Abenteuer zu Herzen nahm, im Gegenteil, in den hebräischen Grenzen und den Steppendorfern rings um das Schwarze Meer sahen viele Mädchen, die er geführt und verlassen hatte. Was ihn so an Leila fesselte, wußte niemand. Gewiß, sie war schön, schlank wie eine Weidegerte, konnte einen so verführerisch ansehen, daß einem das Herz heiß wurde, und ritt wie ein Teufel. Und eine Wildheit stellte ihr manchmal im Leib, der nach und nach sämtliche Champagnerglöser im Kasino zum Oster feiern! Aber sonst! Sind das nicht Eigenschaften, die alle Zigeunerinnen von den Karpathen bis an den Ural besitzen, ohne daß man sie deswegen zu heiraten braucht? Und gab es für einen Kaiserlich russischen Gardeoberleutnant mit den schönsten Verbindungen, die man sich denken kann, keine bessere Zukunft, als sich um eines braunen Mädchens willen in den Polizeioffizierstand versetzen zu lassen? — Aber gegen die Liebe ist kein Kraut gewachsen, und alle unsere Bitten, Vorstellungen und Ratschläge verhallten unbeachtet im Wind. Hradchinsky zuckte nur die Achseln, und Leila lachte. Eines Tages waren sie abgereist.

Jahrelang hörte ich nichts von ihnen. Da brachte mich der Zufall in eine südrussische Gouvernementsstadt. Einer der ersten, denen ich begegnete, war Hradchinsky. Er bekleidete den Posten des Präfekten. Erfreut schloß er mich in die Arme und lud mich in sein Haus. „Leila wird sich freuen!“ rief er, als wir uns trennten.

Am nächsten Abend ging ich hin. Da außer mir noch zahlreiche andere Gäste anwesend waren, hatte ich Gelegenheit Leila ungestört in ihrer neuen Umgebung zu beobachten. Und ich muß gestehen, daß ich unsere derzeitigen Befürchtungen glänzend widerlegt sah. Aus dem kleinen, schmutzigen Zigeunermaiden im roten Rock und zerissenem Hemd war eine Frau von Format geworden, die sich der Gesellschaft nicht etwa nur anpaßte, sondern sie sogar regierte. Von der früheren Unabhängigkeit konnte ich keine Spur mehr bemerken. Im Gegenteil, ich glaubte zuweilen sogar etwas wie Mündigkeit in den schwarzen Augen zu sehen, nahm aber an, daß ich mich täuschte.

Nach dem Essen wurde ein Spaziergang in den Park unternommen, in dessen Gebüschen Diener bunte Lampions entzündet hatten. Ich durfte Leila führen. Wir sprachen von vergangenen Tagen, von jenem Abend, da sie uns in den Weg lief, und lachten über die vergeblichen Widerstände, die Korobkin und ich der Geschlechtung Hradchinskys entgegenseiteten. „Hätten wir gewußt, wie glücklich Sie beide werden würden, es wäre uns nie eingefallen, Gregor von dieser Ehe abzuraten . . .!“ beteuerte ich, um unsere damalige Handlungswise zu entschuldigen.

Leila sah mich an. Es war ein merkwürdig durchdringender Blick. „Woher wissen Sie denn, daß ich glücklich bin?“ fragte sie leise.

Erschrockt blieb ich stehen. „Sind Sie es nicht . . .?“

Leila hob die Schultern und ließ sie dann langsam wieder sinken. Eine große Hilflosigkeit lag in dieser kleinen Bewegung. „Gewiß, ich bin glücklich“, sagte sie, „wenn man unter Glück Wohlstand und Bequemlichkeit versteht. Auch siehe ich meinen Mann. Aber es gibt etwas, das stärker ist als Liebe, stärker als alles, das Stärkste . . .!“

Was ist das?“ „Ich habe — Heimweh!“

Wie in meinem Leben hat mich das Wort „Heimweh“ so ergriffen wie in jener südrussischen Sommernacht aus dem Munde Leilos. Ich wußte, was sie damit meinte. Sie sehnte sich nach den Wäldern, durch die sie als Kind gewandert war, nach den Lagerfeuern im Dunkel der nächtlichen Steppe, nach den hundbewimpelten Jahrmarktszelten, vor denen sie tanzte. Sie sehnte sich nach der Ungebundenheit und dem Unsteten des Zigeunerlebens. Sie hatte Heimweh nach der — Landstraße!

Vielleicht wäre nichts geschehen, wenn der ahnunglose Hradchinsky nicht wenige Tage darauf eine Überraschung zu machen, lud er eines Abends eine alte Zigeunerklappe zu sich in den Saal. Als Leila eintrat, stand sie einen Augenblick

wie erstarrt. Dann aber stieß sie einen Schrei aus, so schrill und gellend, daß wir alle erschreckt von unseren Plätzen aufsprangen. Dann begann sie zu tanzen. Immer wilder und wilder. Zwischendurch trank sie ein Glas Champagner nach dem anderen, schleuderte die Kelche an die Wand, gebärdete sich wie eine Rasende und brach schließlich ohnmächtig zusammen.

Ich habe Leila nach diesem Vorfall nicht wieder gesehen. Am nächsten Tage verließ sie heimlich das Haus ihres Mannes und floh aus der Stadt. Gleichzeitig verschwand auch die Zigeunerklappe spurlos. Alle Versuche Hradchinskys, seiner Frau oder der Musikanterin habhaft zu werden, blieben fruchtlos. Es war, als habe die Steppe sie verschluckt.

Hradchinsky selbst hat sich von diesem Schlag nie wieder erholt. Als der Krieg ausbrach, durfte er wieder in sein Regiment eintreten und fiel bei einem der berühmten Angriffe der russischen Garde in der Nähe der ostpreußischen Grenze. Bevor wir ihn begruben, schob ich in seine Hand den Zettel, den Leila ihm hinterlassen hatte, als sie floh. Darauf standen in einer kindlichen kraulen Handschrift die Worte: „Verzeihe mir, Gregor! Ich habe Heimweh!“

Das ist die Geschichte von Leila, der Zigeunerin, eine Geschichte, die vor Jahren in Russland viel Staub aufwirbelte und erst unter dem Kanonenendonner des Weltkrieges vergessen wurde. Es wäre falsch, auf diese Frau Steine werfen zu wollen. Denn sie liebte ihren Mann von ganzem Herzen, sieht ihn vielleicht noch heute. Aber in ihr brannte etwas, das stärker war als alle Liebe, etwas, das sie vielleicht selbst verschlachtete — das Heimweh nach der Landstraße! Und niemand kann etwas gegen die Stimme seines ersten Blutes!

Der Herr auf die Minute.

Bon Heins Schatz.

Sein Zug geht Punkt sieben. Eine halbe Stunde braucht er zum Anziehen — vom Strumpf bis zur Krawatte — eine Viertelstunde an die Bahn.

Aber stellt er die Weckeruhr auf 6,15 Uhr. Keine Sekunde früher erhebt er sich, seine Zeit ist kostbar, das Herumstehen auf dem Perron ist ihm verhasst.

Am Morgen rasselt der Weder. Der Herr zieht sich hurtig an. Da findet sich sein Kragenknopf nicht. Nicht in, nicht unter dem Bett, nicht wo auf, nicht wo zwischen. Er steht tüddischerweise schließlich dort, wo er tags-, nicht aber nachtüber, hingehört, im Knopfloch des Hemdes.

„Zeit habe ich aber Zeit“, sagt der Herr, eilt die Stiege hinab und will die Haustür auftreiben. Sie ist verbarrikadiert. Na, das sind schöne Siebensäuber in diesem Haus! Der Torschluß ist natürlich am Schlüsselbund, der Schlüsselbund in der Reisetasche, der Schlüssel zur Reisetasche im Portemonnaie. Fluchend kratzt ihn der Herr hervor. Mittlerweile ist ihm die Tramway davongefahren. So ein Pech! Gott Ungezügd wartet er auf die nächste. Wie eine Schnecke schleicht sie heran, während der Sekundenziger im Eiltempo dahinraspt. Und bis sie dann wieder losfährt, das dauert. Zeit ist es aber höchste Eisenbahn siebert der Eilige, sonst versäume ich durch diese dummen Zwischenfälle noch den Zug. Er hätte doch um fünf Minuten früher aufstehen sollen. Jede Haltestelle lädt ihn doppelt zappten. Der Wagenführer scheint in seine Bremse verliebt zu sein; er zieht sie alle Augenblicke an sich. Als er endlich ein angemessenes Tempo nimmt, muß ausgerechnet ein schwerer Kohlenwagen die Straße überqueren. Der Motorfahrer schimpft auf den Kutscher, der Kutscher auf die Pferde, und am lautesten schimpft der Herr auf den lahmen Verlehr.

Endlich kommt der Bahnhof in Sicht. Der Herr auf die Minute stürzt in die Halle, zur Kassa. Nun reicht wieder sein Kleingedäck für den Fahrvries nicht aus, er muß einen größeren Schein wechseln lassen. Heute scheint sich alles gegen ihn verschworen zu haben. Wie bedächtig der Kassier die Scheine zählt! Kassiere haben nie Eile, außer wenn sie die Schalter schließen. Als der Verständete endlich sein Geld verstaut hat, rast er durch die Perronverre, stolpert und fällt der Länge nach hin. In diesem Augenblick erreicht sein Ohr ein schriller Absatzpfeif. Nun heißt es aber Sprünge machen. Der Zug ist schon im Abrollen, da erwischte er noch den letzten Wagen, schwingt sich aufs Trittbrett, verschraubt erschöpft auf dem Gang und nimmt dann den ersten freien Platz ein. Sein Herz klopft, der Schweiß steht ihm auf der Stirn. So sitzt er nun und kostet triumphierend das Gefühl aus, den Zug doch noch in der letzten Minute erwischen zu haben. Dann überlegt er an Hand der Uhr: Um 6,15 Uhr ist er aufgestanden. Troch Kragenknopfsuche, Tramwayverlämmung, Geldwechsel und Perronmalheur kam er zur Abfahrt Punkt 7 Uhr noch zurecht.

Also, sagt sich der Herr auf die Minute, wird es genügen, wenn ich mich zu diesem Zug das nächstmal erst um 6,20 Uhr erhebe.

Die Welt der Frau

Frauenberuf und Fraueneignung.

Welche Aufgaben „liegen“ vor Frau?

Die Frau von heute ist geswungen, am Erwerbsleben teilzunehmen. Die Zeit ist vorbei, in der sie dies lediglich auf indirekte Weise tat, indem sie nämlich das Erworbenes des Mannes durch kluges Haushalten und Einteilen vermehrte und an seinem Beruf — abgesehen von der kleinen Handwerker-, Kaufmanns- oder Landwirtsfrau — nur insofern teilnahm, als sie ihm die Erziehung der Kinder, wie die täglichen Kleinigkeiten abnahm und ihm Störungen in seiner Tätigkeit möglichst fernhielt. Es mag auf Seiten des Mannes wie der Frau viele geben, die dieser Zeit, als der guten, alten nachtrauern und in mehr als einer Hinsicht gewiss mit Recht. Immerhin: Man kann vergangene nicht zurückrufen und wird sich vergeblich gegen die Gewalt der Verhältnisse stemmen. Schon aus dem allereinfachsten Grunde, weil nicht genügend Männer da sind, die für sie sorgen können, müssen die Frauen heute den Kampf ums Dasein aktiv und direkt aufnehmen, und es liegt in der Natur der Sache, daß sie sich in diesem Kampfe mit mehr oder weniger Erfolg auch auf Gebiete begaben bzw. immer mehr begeben, die bislang den Männern vorbehalten schienen.

Wie bewährt sich nun im allgemeinen die Frau im Beruf, und für welche Berufsart bringt sie besondere Eignung mit?

Von ausgesprochener und regelrechter Frauenberufstätigkeit kann man ja eigentlich erst seit etwa der Mitte des vorigen Jahrhunderts sprechen; auch als man mehr oder weniger notgedrungen immer mehr dazu überging, Frauen zu beschäftigen, tat man dies noch in der Überzeugung, daß die Frau sich lediglich für untergeordnete Tätigkeit eigne. Man sprach ihr u. a. die Leistungs- und körperliche Widerstandsfähigkeit, das sachliche Denken, das Organisations-talent und den nötigen Berufsernst ab, um führende Stellungen zu bekleiden. Es gibt noch heute zahlreiche Skentifer, die eine ähnliche Meinung behaupten, unbeschadet der Tatsache, daß die Frauen sie durch die Tat tausendsach widerlegt haben und widerlegen. Mag man die außerhäusliche Frauenberufsaarbeit als ein Übel betrachten, so wird man doch heutzutage nicht mehr abstreiten können, daß dieses Übel ein notwendiges sei und daß viele Berufszweige der Frauenarbeit einfach nicht mehr entrichten können. Auch ist die Zahl der in seitender Stellung oder selbstständig berufstätigen Frauen heute bereits weit größer, als man gemeinlich annimmt.

Für welche Berufe eignen sich nur Frauen besonders — oder: Was können Frauen besser als der Mann?

Man ist versucht, als Beantwortung dieser Frage zu allererst die sogenannten natürlichen Frauenberufe zu nennen, namentlich die, welche sich auf hausfraulicher Grundlage aufgebaut haben, so etwa die Kochkunst. Gerade hier aber ergibt sich die überraschende Tatsache, daß die Führung auf dem Gebiete unbedingt dem Manne verbleibt. So gesucht und gut bezahlt eine gute Köchin ist, so selten ist sie. Es gibt zahlreiche berühmte Köche, die z. T. geradezu historische Persönlichkeiten geworden sind, aber bis in die neueste Gegenwart hinein sind weibliche Kochkünstlerinnen äußerst spärlich gefäßt und kaum bekannt. Daran ändert auch die Tatsache nichts, daß wir manche Hausfrau ob ihrer kulinären Fähigkeiten etwa auf dem Gebiete der Restaurierung oder irgend welcher Spezialgerichte eine „Künstlerin“ nennen dürfen.

Ähnlich ist es mit der Nähnadel, dem urreichen Attribut der Frau. Zahlenmäßig sind in der Schneiderei und der Puscherei weit mehr Frauen als Männer beschäftigt; trotzdem lag bisher die leichte Führung und das Schöpferische doch noch beim Manne, und erst in letzter Zeit fangen — nicht zuletzt auf Grund verbesserter und erweiterter Fachbildung — auch die Frauen an, sich auf diesem Gebiete besonders hervorzuheben.

Interessant ist es, daß dagegen die Frau im Kunstgewerbe, namentlich in gewissen Zweigen desselben, wie Stickelei, Weberei, Spitzentechnik, ferner Modeschneiderei, Wohnungsausstattungen und Tafelschmuck, Blumenbinderei und vor allen Dingen in der Schaufensterdekoration dem Manne vielfach überlegen ist. Hier besitzt die Frau die Fähigkeit des intuitiven Schaffens, des Sich-Einfühlens-Könnens, in welcher der Mann ihr immer nachsteht.

Vom Schaufenster ist es nicht weit in den Laden: Wie eignet sich die Frau zur Verkäuferin? Im allgemeinen schon

sehr gut; im besonderen gibt es Artikel, bei deren Verkauf die Frau schlechterdings nicht zu entbehren ist, so u. a. in der Konfektion bei Wäsche, Spitzen, Bändern und dergl. Hierbei spielt schon das psychologische Moment mit: Die Frau ist die geborene Psychologin und erzielt, eben weil sie ihre Geschlechtsgenossinnen psychologisch zu behandeln, also zu „nehmen“ weiß, auch in schwierigsten Fällen größere Erfolge, als der Mann.

Das Wort Psychologie bringt uns auf diejenigen Berufe, die der Psychologie als Rüstzeug bedürfen: Hierher gehören die pflegerischen und die erzieherischen Berufe. In der ersten Kategorie, namentlich der Kranken- und Wohlfahrtspflege, die beide ja auch stark an die natürlich-mütterlichen Instinkte der Frau appellieren, ist sie die unbestrittene Führerin. In der Lehrtätigkeit ist die Eignung der Frau verschieden, insbesondere gibt es mehr gute Lehrerinnen als wirkliche Charakterbildnerinnen. Werwürdigterweise gibt es zahlreiche Frauen, die lieber und mit mehr Erfolg Knaben erziehen, als Mädchen, obgleich man eigentlich das Gegenteil annehmen sollte.

Erfreulich und schmeichelhaft ist endlich noch die Feststellung, daß in allen den Tätigkeitsgebieten, die reinliche Genugtuung, Gleichmäßigkeit, Pünktlichkeit und Gewissenhaftigkeit, aber auch Anpassungsfähigkeit und schnelles Erfassen erfordern, die Frau unbedingt bevorzugt wird. Hierher gehören gewisse Fabrikationen, ferner ergibt im kaufmännischen Leben die Stenotypistin, die Sekretärin, die Buchhalterin, die Aufsichtsdame usw. größere Erfolge als der Mann. Vor allen Dingen eignen sich Frauen für Verkaufsstellen, etwa als Beschilderinnen, Wirkstifterinnen und dergl. im Hotelgewerbe usw., um so mehr, als sie bei nur einigermaßen befriedigenden Arbeits- und Gehaltsverhältnissen eher als der Mann geneigt sind, sich mit dem Betriebe zu identifizieren und ihre Arbeit liebzugewinnen.

Käthe Brustat-Schneidermann

Hab' Sonne im Herzen!

Von Elias Huber.

Hab' Sonne im Herzen, was dir das Leben auch bringen mag! Ein sonniges Gemüth ist ein Segen und geradezu ein Allheilmittel in der Familie. Keinem Menschen bleiben trübe Stunden und Tage im Leben erspart. Am Menschen selbst aber liegt es, trübe Stunden durch ein verzagtes Gemüth noch trüber zu machen, oder durch Hoffnungsfrohen Glauben an eine bessere Zukunft sich die Last der Gegenwart zu erleichtern. Dem Regen war noch stets die Sonne gefolgt, wenn es auch manchmal etwas lange dauerte.

Hab' Sonne im Herzen und lasse deine Umgebung ihre Wärme fühlen! Gerade in der heutigen Zeit mit ihren hohen Anforderungen an den gehesten Menschen, mit ihren Misserfolgen, Wirrnissen, Enttäuschungen und Tücken, ist ein sonniges Gemüth ein Labarum, das Misserfolge und Enttäuschungen leichter tragen läßt und Mut und Energie zu neuem Beginnen spendet.

Sonne im Herzen hilft uns den grauen Alltag verschonen, läßt uns die Härte der Wirklichkeit überwinden und Gegenläufe unserer Mitmenschen überdrücken.

Mit deinem sonnigen Gemüth helfe deiner Familie und deinen Mitmenschen Schweres überwinden, mit deinem sonnigen Herzen richte Verzweifelte wieder auf, und entfache in den Herzen deiner Mitmenschen in trüben Stunden den Glauben an eine bessere Zukunft!

Hab' Sonne im Herzen, auch wenn es noch so sehr um dich herum tobt und stürmt und lab' dich nicht von jeder Stimmung unterkriegen! Durch Klagen ist noch kein Unglück ungeschehen gemacht worden.

Hab' Sonne im Herzen und bemühe dich unaufhörlich, dem Augenblick das Gute und Schöne abzulaufen! Läßt dir nicht zwischen unglücklichem Hadern mit dem Schicksal die lichten Stunden des Lebens ungefühlt entgehen.

Praktische Winke.

Mittel gegen Blähungen. Diese nach gewissen Gerichten auftretende Belästigung läßt sich beheben durch das Einnnehmen einer Messerspitze voll des folgenden Pulvers: Menthol $\frac{1}{2}$ Gramm, Rhabarberpulver 5 Gramm, Magnesium carbonat 10 Gramm, Doppelkohlensaures Natron 10 Gramm.